

Transit

EUROPÄISCHE REVUE

Politik der Vielfalt

- | | |
|----------------------------|---|
| Henryka Krzywonos | Mit der Straßenbahn zum Kinderheim |
| Alan Wolfe | Kosmopolitismus und Immigration |
| Kenneth Prewitt | Ungleichheit und Vielfalt |
| Robert C. Lieberman | Antidiskriminierungspolitik
in den USA und in Europa |
| Heinz Bude | Die Klasse der Überflüssigen |
| Beatrix Novy | Wien ist anders! Ist Wien anders? |
| Claus Leggewie | Kunst und Integration: Kulturregion Ruhr |
| Timothy Snyder | Unbeugsam. Die Rettungsaktion
der Bielski-Brüder |
| Hermann Paul Huber | Die Zabbalin von Kairo. Photographien |
| Krzysztof Pomian | Europäische Identität |
| Jacques Rupnik | Das Ende des Liberalismus in Mitteleuropa |
| Jan-Werner Müller | Muslimische Demokratie? |
| Ivan Chvatik | Geschichte des Prager Jan Patocka-Archivs |

Beatrix Novy

WIEN IST ANDERS! IST WIEN ANDERS?
 Sozialräumliche Aspekte von Migration und Integration
 in einer traditionellen Einwandererstadt*

Mit Wien, das so herzlich wenig vom Erscheinungsbild einer *global city* des 21. Jahrhunderts hat, verbindet sich nach wie vor die Erinnerung an die Vielvölkermetropole, die es jahrhundertlang war. Als fügten sich die Zuwanderer von heute, die Arbeitsmigranten, Geschäftsvagabunden, Armutsflüchtlinge und Asylbewerber in diese Tradition ein. Als sei das offizielle Wien, wenn auch mit denselben Problemen konfrontiert wie alle anderen Großstädte, irgendwie anders im Umgang mit ihnen. Erfolgreicher. Denn tatsächlich haben Verwaltung und Politik immer stolz verwiesen auf Wien-spezifische Aktivitäten und Strategien der Integration, mit denen problematischen Entwicklungen in einzelnen Stadtvierteln (Stichwort »Ghetto«, dies aber bitte gleich in Anführungszeichen) entgegengesteuert werde. Andererseits verschaffen sich, leider auch resultierend in Wahlergebnissen, mehr und mehr jene Stimmen Gehör, die die Probleme der Zuwanderung schon immer in Schlagworten zuspitzten: Spannungen und Konflikte in bestimmten Stadtteilen, Zank und Streit in Gemeindebauten, über 80% nicht deutschsprachige Kinder in der Grundschule, religiöser Extremismus, Gewalt jetzt auch in der U-Bahn! Es ist offensichtlich, dass solche Probleme, unterschiedslos in einen Topf geworfen und vom publizistischen Kleinformat mit türkischen oder ghanaischen Täternamen verknüpft, allein für rechte Kampagnen taugen – während es, wie überall, differenzierender Betrachtung bedarf, um festzustellen, wo welche Pro-

* Die Informationen für diesen Artikel verdanke ich langen Gesprächen mit Akteuren der Stadtentwicklung und Wissenschaftlern. Mein Dank gilt insbesondere an Dr. Shams Asadi (MA 18), Dr. Wolfgang Förster (MA 50), Kemal Boztepe (MA 17), alle beim Magistrat Wien; den Mitarbeitern der Gebietsbetreuungen Stadterneuerung im 10. Bezirk (Gudrun Müller) und 16. Bezirk (Dr. Kurt Smetana); Prof. Rudolf Giffinger, Technische Universität Wien, Geographie und Regionalforschung; Prof. Heinz Fassmann, Universität Wien, Stadt- und Regionalforschung; Bettina Koehler, Journal für Entwicklungspolitik.

bleme tatsächlich mit Zuwanderung zu tun haben, wo Handlungsbedarf besteht und was getan werden kann.

In einem ist Wien wirklich anders. Nämlich anders als Österreich, das sich nicht offiziell als Einwanderungsland bezeichnet. Wien hingegen verschließt sich der Normalität der Millionenstadt nicht und bekennt sich, in den Worten seiner Integrationsstadträtin, dazu, »Einwanderungsstadt« zu sein – und ist sich damit »der Verantwortung bewusst, dass es eine Fülle von spezifischen, vielfältigen und vor allem niederschweligen Maßnahmen braucht, um den Integrationsprozess entsprechend zu begleiten und zu unterstützen.« Dazu gehören z.B. die kostenlosen Deutschkurse (»Mama lernt Deutsch«) oder Stadtferienlager mit Sport und Deutschunterricht für Kinder und Jugendliche, alles in der Verantwortung der MA 17 – der Magistratsabteilung, die 2004 aus dem Wiener Integrationsfonds hervorgegangen ist. Der wiederum entstand im Zusammenhang mit stadtplanerischen Konzepten, die durchaus Wien-eigentümlich sind.

Zwei Stadtviertel bieten zur Zeit exemplarischen Anschauungsunterricht für die Veränderungen in einer Stadt, in der zwei Drittel der Bewohner den berühmten »Migrationshintergrund« haben – also in anderen Ländern geboren oder in eingewanderte Familien hineingeboren sind, unabhängig von der Staatsbürgerschaft. Nicht-Österreicher sind nur 19% der Bevölkerung, aber 60% der Geburten ereignen sich in Familien mit Migrationsgeschichte. Dazu zählt man die Tschechen aus Urgroßvaters Zeiten, die Hawlitscheks und Swobodas, natürlich nicht mehr – es ist aber apart, dass diese inzwischen urwiener Namen auf den Ladenschildern in Wiener Einwanderervierteln die Kontinuität der Migration belegen: nämlich im 10. und im 16. Bezirk, in Favoriten und Ottakring. Besondere Aufmerksamkeit haben in den letzten Jahren die Gegend um den Viktor-Adler-Markt in Favoriten und der Brunnenmarkt in Ottakring auf sich gezogen. Der Viktor-Adler-Markt an der Favoritenstraße zwischen Keplerplatz und Reumannplatz gilt als »sozialer Brennpunkt«, eine Gegend, in der viel türkisch und viel russisch gesprochen wird und wo ein Karl-Heinz Strache mit seinen Anti-Ausländer-Parolen kräftig Wählerstimmen einheimste. Das Brunnenmarktviertel, stadtauswärts hinterm Gürtel um die Neulerchenfelder und Ottakringer Straße herum, eine Gegend, wo noch mehr türkisch gesprochen wird, gilt als aufstrebendes Grätzl, »aber nur«, Kommentar eines Wiener Medienschaffenden, »weil hier keine Einheimischen mehr übrig sind«. Mit »Einheimische« ist ge-

meint die Altwiener kleinbürgerliche oder Arbeiter-Bevölkerung samt ihrem kleinen Gewerbe. Ein Wäschelädchen direkt am Brunnenmarkt scheint noch übriggeblieben zu sein, aber – weiß man es? Die Auslage ist so kunstvoll verblasst, so unangetastet altmodisch, die seltsamen missionierenden Bibel-Flugblätter im Fenster so schräg-dekorativ, dass der Verdacht aufkommt, hier handele es sich um eine Kunstaktion, was im hip gewordenen Brunnenmarktviertel keine kühne Vermutung ist. Studenten, Künstler – alle, die sich an einem multi-ethnischen Stadtbild nicht stören, sondern im Gegenteil die Verbindung von Erschwinglichkeit und Lockerheit schätzen, wohnen hier gern. Der Brunnenmarkt ist nicht schön, aber speziell: die Mischung macht's – türkische Läden, der Raum für das Jugend-Tanzprojekt, das coole Café.

Man kennt die Mechanismen der Gentrifizierung: Künstler sind in aller Regel ihre Avantgarde. Investoren, die darniederliegende Stadtteile lukrativ reanimieren wollen, locken sie eigens, damit sie zu billigen Preisen ein Viertel »schickwohnen«. Die alte, in diesen Fällen auch die zugewanderte, auf billigen Wohnraum angewiesene Bevölkerung muss gehen. Ist also das Brunnenmarktviertel auf dem Weg dahin, wird es ein SoHo, ein Harlem, ein East Village von Wien?

Sanfte Gentrifizierung

Gentrifizierung, das sagen Wiener Stadtforscher, Gentrifizierung im Sinne von Verdrängung einer sozial schwächeren Bevölkerung zugunsten einer kaufkräftigen, wird in Wien nicht aggressiv betrieben. Aber auch die Politik der sanften Sanierung wird von kritischen Urbanisten sorgfältig beobachtet; Veranstaltungen mit dem Titel »Droht die Spittelbergisierung des Brunnenmarktviertels?« verweisen auf das Beispiel des Spittelbergs im 7. Bezirk, dessen wunderschöne Biedermeierhäuser und -höfe nicht mehr daran erinnern, dass sie vor 40 Jahren zum Abriss freigegeben waren. Die Rettung und Sanierung dieses Karrees an der Burggasse in den achtziger Jahren endete tatsächlich in einer weitgehend künstlichen Belebung mit Lokalen und Tandlädchen, aber sie gehört zu den Merkzeichen der Wiener Stadtplanungsgeschichte, deren Besonderheit in der wirtschaftlichen Rückständigkeit Österreichs begründet ist. Während in den sechziger und siebziger Jahren im reichen Deutschland eine Allianz aus wohlmeinenden modernen Architekten und Bauwirtschaft die Baukultur von Jahrhun-

dernten effizienter als die Kriegsbomben vernichtet hatte, gab es in Wien nicht das für derlei benötigte große Geld. Zur »sanften Stadterneuerung«, auf die man sich in Deutschland erst nach der Zerstörung besann, gab es in Wien von vornherein keine Alternative.

Die erste Sanierung einer alten Brauerei im 16. Bezirk durch engagierte Architekten wurde noch von einer Holzhütte aus geleitet – Keimzelle der Gebietsbetreuungen, die heute überall in Wiener Bezirken die Stadtentwicklung begleiten sollen. Von vornherein hieß die Auflage: es möge nicht nur saniert, sondern auch sozial gearbeitet werden. Und: Alle Bewohner sollten nach der Sanierung zurückkehren können. Das System der »Sockelsanierung« koppelt seither eine umfassende Förderung der Sanierungsmaßnahmen an feste Auflagen: Die Mieten werden über 15 Jahre eingefroren, die Abrechnungen müssen über fünf Jahre lang offengelegt werden, bestimmte thermische und andere Standards sind obligat.

Die krassesten Fälle von Sanierungsbedürftigkeit stellten die großen Mietskasernen der Gründerzeit dar, die Bassenahäuser, eben jene Substandard-Wohnungen, in die seit den sechziger Jahren die Gastarbeiter und ihre Familien einzogen, weil sie günstig genug waren. Wohnungen also in traditionellen Arbeitervierteln, die auch klassische Einwandererbezirke waren, wie Ottakring oder Favoriten. In Favoriten lebten z.B. die »Ziegelböhmern« – Tschechen, die im 19. Jahrhundert nach Wien gekommen waren, weil die Firma Wienerberger sie brauchte, ein heute internationaler Ziegelgroßkonzern. Von der tschechischen, der letzten großen Einwanderungswelle, bevor Wien von der Vielvölkermetropole zur Hauptstadt von Schrumpf-Österreich wurde, sind unzählige tschechische Namen geblieben und die weitgehend verdrängte Erinnerung an Ablehnung, Ausgrenzung und Konflikte, die im Schimpfwort »Tschusch'n« überlebt, das für alle ungeliebten, irgendwie levantinischen Ausländer gilt. Die Flüchtlingsströme der Ungarn 1956 und der Tschechen 1968 blieben temporäre, die Gastfreundschaft nicht allzu sehr herausfordernde Erscheinungen. Erst die »neuen« Zuwanderer aus Jugoslawien oder der Türkei ließen die »Ausländerproblematik« wieder aufleben, die sich heute an Lärm, nächtlichem Aufbleiben mit Kind und Kegel, intensiver Nutzung des öffentlichen Raums entzündet, kurz: an unglücklich aufeinandertreffenden Lebenshaltungen. Eine Maßnahme, mit der solchen Konflikten begegnet werden sollte, war die Gründung des Wiener Integrationsfonds, der heute MA 17 heißt und den Diversitäts-Gedanken auch auf

der Verwaltungsebene hochhält sowie unter den diversen Communities in den Stadtteilen vermittelt.

Gemeindebauten

Alles nichts Außergewöhnliches also, Migrationsalltag – und durchaus eine normale Herausforderung für eine europäische Stadt. Und doch ist Wien anders. Anders ist das relative Beharrungsvermögen von Bewohnerschaften und der hohe Grad sozialer und baulicher Mischung in fast allen Stadtteilen – es gibt nicht die Gefahr der totalen Isolation wie in den Banlieues französischer Städte. Ermöglicht wird das durch die simple Tatsache, dass die Stadt mit ihren zwei Millionen Einwohnern über 220 000 Wohnungen im Gemeindebesitz hält. Noch bis Ende der 1970er Jahre hatte man die Tradition des Roten Wien fortgesetzt, jene städtebauliche Großtat der 1920er Jahre, bis heute sichtbar in den »Arbeiterpalästen«, den aus Mitteln einer direkten Wohnbausteuer finanzierten Gemeindebauten. Und auch nachdem die Stadt aufgehört hatte, selbst zu bauen, sicherte sie sich Einfluss über gemeinnützige Baugesellschaften. Hinzu kommen die vielen Genossenschaftsbauten. Lange wurde versucht, die Bodenkosten aus der Mietgestaltung herauszuhalten, in der Zwischenkriegszeit wurden sie gar nicht, in der Nachkriegszeit erst nach und nach berücksichtigt, auch auf dem privaten Sektor; erst die Mietrechtsreformen seit Ende der achtziger Jahre änderten das. Das Mietrecht selbst, das kritische Wiener längst zu liberal finden, erscheint Beobachtern aus dem Ausland immer noch außergewöhnlich mieterfreundlich. Ein starker Mieterschutz aber verhindert, dass es zu größeren Abwanderungsbewegungen kommt, auch wenn neue, wenig erwünschte Nachbarn ins Viertel ziehen. Vom amerikanischen Modell des ständigen Auf und Ab, wo ganze Stadtviertel so schnell herunterkommen wie sie wieder marktfähig gemacht werden, ist Wien wohl noch weiter weg als irgendeine andere Stadt in Europa. Mit dem Instrument weit ausgebauter Förderprogramme konnte das Problem der Spekulation nach einer kurzen Boomphase am Ende der achtziger Jahre eingedämmt werden. Stadtentwicklung ist geprägt von der Boden-Vorratshaltung der Gemeinde und von einem aktiven Bodenmanagement – also vom Gegenteil dessen, was deutsche Gemeinden in den letzten Jahren praktiziert haben, als sie, um Löcher im Budget kurzfristig zu stoppen, stadteigene Siedlungen an global agierende Investoren verkauften.

Zwei Drittel der Wiener leben in irgendwie geförderten Wohnungen, das ist erklärte Politik (marktliberale Kritiker sagen auch Umverteilung dazu). Folglich war und ist es auch für die Mittelschicht kein Stigma, im sozialen Wohnungsbau oder im Gemeindebau zu leben, je nach Stadtlage sogar ganz im Gegenteil. Nicht-Österreichern blieben die Gemeindebauten lange verschlossen, erst seit 2006 dürfen auch nicht eingebürgerte Migranten hier einziehen. Mittlerweile hört und liest man viel von den klassischen Konflikten, die sich auf dem großzügigen, aber doch begrenzten Raum der Wohnhöfe abspielen. Von Afrikanern ist die Rede, die, um eine Geschäftsidee im Bereich der Schattenwirtschaft nie verlegen, tonnenweise Fremdwäsche in den Gemeinschaftswaschküchen durchorgeln, woraufhin einheimische Mieter ihrerseits die Maschinen mit jedem Fetzen, den sie finden können, blockieren. Auch zeigt sich im Gemeindebau direkter als anderswo, dass alte Leute und kinderreiche Familien oft nicht recht zusammenpassen, und Ausländer haben nun mal mehr Kinder, was einen normalen Konflikt sofort zu einem vermeintlich ethnischen macht. Und mehr und mehr ergreift Sentimentalität die Beteiligten und die vermittelnden Personen: Interessanterweise wünschen sich viele die autoritäre Figur des Hausbesorgers oder Hausmeisters wieder zurück, der mittels eines Bundesgesetzes abgeschafft wurde, nun aber irgendwie fehlt. Von Fremdfirmen gestellte Reinigungsleute und andere flüchtige Dienstleister verfügen eben nicht über die soziale Integrationskraft, die ein im Gebäude wohnender Hausmeister hat. Haben könnte. Idealerweise. In Wirklichkeit hat das Hausmeistersystem ja seine Schattenseiten gehabt; problematisch ist heute nicht mehr die politische und soziale Kontrollfunktion, die mit Qualtingers Herrn Karl sprichwörtlich wurde, sondern dass die Selbstverantwortung der Bewohner in den letzten Jahrzehnten einer ausgeprägten und neuerdings zunehmend aggressiven Beschwerdekultur gewichen ist – so jedenfalls die Erfahrung von Mitarbeitern der Gebietsbetreuungen, zu deren Aufgaben die Konfliktvermittlung gehört.

Ottakring, Brunnenmarkt

Weil der Gemeindebau ausländischen Zuzüglern so lange versperrt war, blieben ihnen nur die unsanierten Altbauten in den Bezirken, zu denen Brunnenmarktviertel und Viktor-Adler-Markt gehören. Hier bildeten sich die »kleinräumigen Konzentrationen«, die mitunter leichtzünftig

Ghettos genannt werden. Räumliche Segregation fand also statt, seit den achtziger Jahren zunehmend. Sie ist nicht gern gesehen in einer Stadt, die auf Integration setzt, aber Segregation hat in der Stadtforschungs-Diskussion nicht nur eine negative Konnotation. So wie die Schmelztiegel-Illusion durch den Diversitäts-Begriff ersetzt wurde, gilt Segregation nicht mehr nur als Abschließung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft, sondern auch als wichtige Etappe der Selbstfindung: Von der Geborgenheit und Sicherheit der Gruppe aus tun sich Schritte in die Parallelwelt der Eingeweihten leichter – vorausgesetzt, es gibt keine strukturelle Ausgrenzung, etwa am Arbeitsmarkt oder in der Bildung. Diese Debatte, die ihren Ausgangspunkt in den Studien der Chicagoer Schule um Robert E. Park hat, kann hier nur angerissen werden. Natürlich werfen die theoretischen Konzepte von Segregation, Integration und Assimilation viele Widersprüche auf. Grob zusammengefasst gilt in vielen Stadtverwaltungen: Wenn Segregation passiert, ist das nicht so tragisch, Hauptsache, sie führt nicht zu individueller Benachteiligung. Assimilation ist ohnedies nicht mehr vorgesehen im Diversitäts-Konzept, das lieber die Ressourcen in der Vielfalt sucht. Mehrsprachigkeit gilt als eine solche Ressource. Und die spezifischen Ökonomien, die in ethnisch geprägten Stadtvierteln entstehen, sind längst ein unentbehrlicher Wirtschaftsfaktor. Die Geschäftsleute des Brunnenmarkts waren es, die zusammen mit der Gebietsbetreuung des Bezirks der Verslumung im Viertel den Kampf ansagten – und damit die räumliche Segregation selbst zum Stillstand brachten.

Damals, um das Jahr 2000, hatte die negative Seite der Segregation das Bild geprägt. Die Ärmsten waren im Viertel zahlenmäßig so stark geworden, dass die Kaufkraft für nicht viel mehr ausreichte als für Ein-Euro-Shops und Wettlokale. Dafür, dass der Brunnenmarkt etwas ganz Besonderes, nämlich »der längste Markt Europas« war, konnte sich zu dieser Zeit keiner etwas kaufen, auch die Marktstandler nicht. Ihre Ware wurde schlechter, die Spirale drehte sich abwärts. Aber dank des Potentials der lokalen ethnischen Ökonomie war es in diesem besonderen Fall nicht schwer für die Akteure der Stadt- und Bezirkspolitik, ausländische Bewohner und Geschäftsleute einzubinden in ein langwieriges und auf vielen Trägern aufgebautes Projekt der Stadtteilaufwertung, das alle Faktoren einschloss: Verkehr, Sanierung und Neubau, Marktverbesserung. Hilfreich waren die insgesamt 40 Millionen Euro Investitionsvolumen, die sich zum Teil einer EU-Förderung verdankten. Zur Gebietsbetreu-

ung und den Magistratsabteilungen für Architektur, Konsumentenschutz, Stadterneuerung, Marktwesen, zum Wirtschaftsförderungsfonds und anderen gesellten sich die Interessenvertretungen der Anwohner und diverse Vereine und Initiativen – aus einer ging das alljährliche Kunstfestival SoHo in Ottakring hervor, das heute so prominent ist, als wäre es immer schon da gewesen.

Auch im Brunnenmarktviertel gibt es nach wie vor arbeitslose Jugendliche, Drogenmissbrauch, Lernschwierigkeiten und Männergesellschaften, aber man hat doch in wenigen Jahren einige gravierende Probleme überwunden und bewiesen, wie viel Integration mit Stadtplanung zu tun hat. Ein Geheimnis des Erfolgs, sagt der Leiter der Gebietsbetreuung Stadterneuerung Kurt Smetana, ist eine gewisse südländische Lässigkeit: Längst nicht alle der erneuerungsbedürftigen Wohnungen sind komplett saniert, und der Markt muss nicht den allerstrengsten hygienischen Richtlinien entsprechen. Ein anderes Geheimnis ist der barocke Grundriss des Viertels: Gekrümmte Straßen und Gassen, Zwickel, Plätze, außerdem eine bunte Mischung aus Bau- und Wohntypen, das alles fördert städtisches Flair, während die gründerzeitliche Rasterbebauung im übrigen Ottakring mit ihren geraden Straßen und großen Blöcken zur Kommunikation nicht einlädt. Hier haben es die Akteure einer sanften Stadterneuerung tatsächlich schwerer.

Favoriten, Viktor-Adler-Markt

Massige Gründerzeitblöcke prägen auch den 10. Bezirk, und die Gegend um den Viktor-Adler-Markt wirft eher noch die klassische Frage auf, ob Segregation die betroffene Bevölkerung weiterbringt oder sie in ihren angestammten Verhältnissen zurückhält. Auf den ersten Blick wirkt das Viertel lebendig und anregend durchmischt: Läden aller Art mit Geschäftsnamen aller Herkünfte – nicht gerade eine Kreuzberger Mischung (die gibt es nirgendwo sonst), aber doch eine türkisch-slawisch-österreichische. Doch die FPÖ-Wahlerfolge sprechen eine andere Sprache, und die Streitereien, die an die städtischen Berater herangetragen werden, auch. Es macht nicht viel Sinn, Leuten, die es angesichts der tiefgreifenden Veränderungen ihres heimischen Umfelds mit der Angst zu tun bekommen, mit dem »richtigen Bewusstsein« zu kommen – ein spürbarer Aufschwung der Gegend würde mehr bewirken. Die Mitarbeiter der Ge-

bietsbetreuung Stadterneuerung sind unglücklich, weil das Viertel so extrem unhip ist. Sie wünschen sich, dass wie in Ottakring hier junge Leute hinziehen, Studenten, Leute eben, die mit Migranten weniger Probleme haben und der Gegend eine neue soziale Balance, ein lockeres Gepräge geben könnten. Bisher sind sogar sie, die Mitarbeiter, bunte Hunde im Revier, so stark sind hier die konservativen Milieus aller Nationalitäten, eine ganz schwierige Mischung aus Einwanderern – dabei machen diese nur 20% aus –, sozial schwachen Einheimischen, Arbeitslosen. Deshalb wollen die Gebietsbetreuer die Vielfalt in Favoriten hervorheben, denken sich Projekte aus, die das bunte Image verbessern sollen, aber kann man das Pferd vom Schwanz her aufzäumen? Andererseits sind die Möglichkeiten begrenzt. Ohnehin lebt jedes Quartiersmanagement, nicht nur in Wien, unter dem Verdacht, Placebos auszuteilen, die strukturelle Veränderungen nicht ersetzen, ja sie sogar behindern können. Immerhin, die Sanierung der Wohnungen hier, von denen viele Substandard und dazu überbelegt sind, schreitet voran, es wird gebaut; in den letzten Jahren ist viel Wohnraum hinzugekommen im 10. Bezirk.

»Placemaking« und soziale Tradition

Wenn Wien anders ist, liegt es auch am Geld, das Wien hat. Wie Berlin ist Wien Stadt und Bundesland zugleich, aber Wien profitiert stark vom Finanzausgleich der Länder, die Stadt wächst und boomt und verfügt über Ressourcen, die es derzeit möglich machen, 13 Stadtentwicklungsprojekte gleichzeitig zu verfolgen. Wo immer ein Viertel Abwertungstendenzen zeigt, kann die starke öffentliche Hand mit bewährten Mitteln eingreifen, also investieren. Die Stadtbibliothek am Urban-Loritz-Platz auf dem Gürtel ist ein Beispiel dafür, ebenso der kostenfreie Kindergartenbesuch, der sich auf das Hauptproblem mangelnder Integration und mangelnder Bildung segensreich auswirken soll. Dass in der dritten Einwanderergeneration vor allem der Türken mitunter schlechter deutsch gesprochen wird als in der ersten, zeigt, wie sehr alles an der Bildung hängt, der nun mit Pflicht-Deutschkursen und dem Pflicht-Kindergartenjahr ab fünf aufgeholfen werden soll.

Wenn Wien anders ist, liegt das, entgegen romantischen Reminiszenzen an die kakanische Multikulti-Weltstadt, nicht an seiner Tradition als Einwandererstadt. Dass es hier einmal eine riesige tschechische Bevölkerung

mit vielen eigenen Einrichtungen gab, ist vergessen – selbst die einzige verbliebene tschechische Schule lehrt kein Tschechisch mehr. Allenfalls die Tatsache, dass der Islam zu den 14 anerkannten Religionsgemeinschaften gehört (und der Staat ergo ein Auge auf den islamischen Unterricht hat, im Gegensatz zum laizistischen Frankreich), kommt noch aus der Zeit, als die muslimischen Bosnier zum Habsburgerreich gehörten.

Aber in der Hauptsache gilt: Wien ist anders durch seine lange soziale Tradition und ein breites, grobe Ungleichheiten ausgleichendes Netz, und auch hier erwies sich das »Nachhängen« als Glück, weil sich die Stadtverwaltung den immer wieder geforderten Privatisierungen verschloss – nach denen in der Krise übrigens kein Hahn mehr kräht.

Literaturhinweise

Brigitte Schütz, *Integrationsprojekte in Wien: Analyse der Strategien zur Förderung der sozialen Integration von MigrantInnen*, Saarbrücken 2008.

Peter Marcuse, »The Down Side Dangers in the Social City Program. Contradictory Potential in German Social Policy«, in: Georg Eckert u.a., *Integration und Fragmentierung in der europäischen Stadt*, Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 2006.